

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

112 (22.4.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck ähnlicher Artikel verboten.)
Kann man es tragen?

Von Hermann Wagner.

Es war ein Morgen im Mai.
Die Schwester hatte im Speisezimmer die Stühle an den Fenstern zurückgezogen. Nun drang die Sonne in breiten Wellen herein und legte sich warm auf den weiß gedeckten Frühstückstisch.
Der Blinde, der beim Kaffee saß, fühlte die Wärme. Er richtete die ausdruckslosen Augen auf die Stelle, an der er die Fenster wusste, und sagte: „Schwester, wie ist heute das Wetter?“
„Sonnig und warm, Herr Doktor,“ antwortete die Schwester.

Der Blinde lächelte. „Ich sehe das zwar nicht, aber ich spüre es,“ sagte er. „Eigentlich sehe ich noch schön. Inwendig nämlich. Ich trage das Bild von jenen Frühjahrsstrahlen noch von früher in mir. Nun, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir einen Spaziergang durch den Garten unten machen.“

Die Schwester gab dem Blinden den Arm. Mit langsamem und oft wie tastenden Schritten gingen sie über den gelben Sand der schmalen Gartenwege. Unter einem blühenden Apfelbaum gab es eine Bank. Hier setzten sie sich nieder.
Der Blinde sagte: „Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß mich einmal ein Fremder hier und das soll nun so bleiben, für den Rest meines Lebens. Sagen Sie, wäre es nicht besser gewesen, eine Angel hätte mich an einer anderen Stelle gefangen?“

„Nein,“ sagte die Schwester.
Der Blinde lachte spöttlich. „Das verneint man. Aber das ist nicht richtig. Es ist schon besser, als als blind zu sein. . . . Sie sind ehrlich, Schwester, und geben Sie das zu. Was bleibt mir noch?“

„Nun, viel mehr als den meisten anderen,“ sagte die Schwester. „Das innere Leben.“
„Aber wollen Sie das kennen?“
„Jedermann kennt es,“ der einen großen Schmerz erlebt hat. Denn jeder große Schmerz lehrt, daß die Welt um uns finster wird. Dafür wird es dann in unseren Herzen heller. Wir hören und hören in uns selbst hinein und entdecken, daß das wahre Leben gar nicht außerhalb unserer Brust liegt. . . . So führt uns jeder große Schmerz zu einem tiefen Frieden.“

Der Blinde richtete seine Augen auf die große Tanne vor sich. „Sie reden von einem großen Schmerz. Ist Ihnen der widerfahren? Woher?“
„Sagen Sie es mir doch!“
Der Blinde brachte eine Blüte von dem Apfelbaum und zerpflückte sie. Sie sagte: „Ich will es Ihnen erzählen. Aber ein anderes Mal. Nicht heute.“

Der Blinde schenkte eine Welle in sich selbst. „Sonderbar,“ sagte er dann, „daß ich so gut vorstellen kann, wie Sie aussehen. Ich würde Sie gar nicht als blind annehmen. Ich würde Sie für ein junges Mädchen halten. Sie sind nicht ein bißchen, daß Sie so gesund haben? . . . Gott, wie duftet doch die Luft über uns! Sagen Sie, Schwester, ist das nicht seine Blüte?“

Es war Abend.
Die Schwester hatte dem Blinden aus einem Korb vorzulesen. Sie saßen beide auf dem Balken des Gartens unten, der die Luft des blauen Himmels zu ihnen herauf.
„Wie alt sind Sie, Schwester?“ fragte der Blinde.
„37 Jahre,“ antwortete die Schwester.
„Und Sie haben keine Anverwandten, keine Kinder?“

„Nein. . . . Sie haben nie daran gedacht, sich zu verheiraten?“
„Ich habe nie daran gedacht,“ antwortete die Schwester. „Aber dann dachte ich mir: Ich war verheiratet.“
„Wie alt machte eine Geste großer Ueberzeugung?“
„37 Jahre,“ antwortete die Schwester. „Ich war es genau drei Monate. Dann starb mein Mann.“

„Wie fiel. In einer Schlacht gegen die Russen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen.“
„Sind Sie nicht ein bißchen, eine jener Frauen, in denen echtes Mitgefühl keine Worte mehr hat?“
„Nein,“ sagte endlich der Blinde. „Sie wissen. Aber warum haben Sie Ihr Unglück nicht tapferer als ich das meine. Und doch . . .“
„Nun, Sie in manchen Stunden nicht tief verweilt, erbittert?“

„Nein.“
„Sie sagen das so ruhig, daß es mich erschreckt. Kann man es wirklich tragen?“
In der Stimme der Schwester lag eine verzerrte Bewegung. „Dat mein Mann es nicht tragen? Er tat es, indem er in den Tod ging. Ich tue es, indem ich am Leben bleibe. Das ist meine Pflicht. Um meine Pflicht zu tun.“
„Das Gute zu tun,“ sagte die Schwester.
„Das Gute zu tun,“ sagte die Schwester.
„Nun, Sie sind ein sehr guter Mensch,“ sagte er. „Sehr gut und sehr tapfer. Es tut mir sehr zu danken verpflichtet. . . . Wissen Sie, was mein Wunsch wäre? Der Blinde machte ein Lächeln. „Mein Wunsch wäre, Sie immer bei mir haben zu können.“

„Sie lag etwas wie eine Frage in diesen letzten Worten.“
Die Schwester sah mit starren Augen in die Ferne. Und schweigend.

Ueber das Gemüt des Blinden war nach und nach ein tiefer Friede gekommen, ein Gefühl der Verinnerlichung, das er früher nie gekannt hatte. Die Einsamkeit die ihn umgab, war wie ein dunkler Vorhang, durch den ein glühendes Schicksal alles Gute und Aufdringliche des rohen Lebens von ihm fernhielt. Ganz allmählich entstand eine neue Welt in seinem Herzen, eine Welt voller Sanftheit und Milde und Nachdenklichkeit.

Eines Tages sagte er zu seiner Hilferin: „Schwester, ich habe an Sie eine Frage. Erschrecken Sie nicht. Und geben Sie mir eine unzuweilige Antwort.“
„Neben Sie,“ sagte die Schwester.
„Sie wissen, daß Sie mir unheimlich geworden sind. Ist denn ich bei mir: wie soll es werden, wenn Sie einmal nicht mehr da ist. Denn nicht wahr, es kann doch jeden Tag geschehen, daß Sie fortgehen von mir?“
Die Schwester schweigend.

„Deshalb will ich Sie jetzt kurz und bündig fragen: Wollen Sie für immer bei mir bleiben?“
Die Stimme des Blinden hatte an Sicherheit eingebüßt und war ins Zittern gekommen.
Trotzdem fuhr er fort: „Schwester, ich bin mir dessen bewußt, wieviel ich von Ihnen verlange. Und ich täte es nicht, wenn ich nicht wüßte, daß auch Sie eine Verwundete sind. Wir haben beide viel verloren. Aber wäre es nicht möglich, daß wir das, was uns geblieben ist, zusammenfügen? So würde vielleicht wieder ein Ganzes daraus, ein Glück.“

Die Hand des Blinden streckte sich zaghaft tastend vor.
„Schwester, wie?“
Es fügte sich, daß die eine Hand die andere fand.
„Ja,“ sagte die Schwester.
Und die beiden Hände vereinigten sich in einem Druck.

Eines Tages sagte der Blinde zur Schwester: „Hören Sie, Schwester, ich weiß jetzt, wie verfehlt es ist, das Glück außerhalb unserer eigenen Welt zu suchen. Ich habe ich das klarer gesehen, als jetzt, da ich blind bin. Das Glück liegt allein in uns selbst. Und mit ihm die Kraft, alles zu tragen. . . . Werfen Sie es nicht, wie mein Herz wieder voller Hoffnung und Heiterkeit ist.“

Gründonnerstag und Karfreitag im Volksaberglauben.

Im Volksaberglauben ist der Gründonnerstag eine außerordentlich glückliche Zeit. Man pflanzt da den ganzen Tag so viel als möglich, denn alles gerät gut. In Norddenmark und dem Erzgebirge werden die ersten Kartoffeln gepflanzt; steht man an diesem Tage die Bohnen, so erkranken sie nicht. Dieser Aberglaube findet sich in der Wetterau, und in der Pfalz sollen sie in der Karwoche mittags von 11 bis 12 Uhr gestreut werden. Am Gründonnerstag soll auch der Kohl gepflanzt werden (Wetterau), am besten unter dem Kirchenbäumchen; auch zieht man in Böhmen am Gründonnerstag einen Faden durch Honig, bindet ihn vor Sonnenaufgang um einen Baum, um ihn fruchtbar zu machen. Auch der Flachs wurde früher in Böhmen an diesem Tag gesät. Ebenso erhalten gefüllte Blumen, die am Gründonnerstag gesät sind, im Sommer besonders schöne Farben (Erzgebirge, Pfalz). Kräuter, am Morgen dieses Tages gesät, haben große Heilkräfte, neuerliche Kräuter, gefocht und gegeben, erhalten das ganze Jahr gesund, Nesseln schützen vor dem Gewitter und werden daher „Donnerwiesel“ genannt. Damit hat es noch keine besondere, nicht uninteressante Gewandnis. Die Nesseln standen, wohl wegen des Brennens, das sie verursachen, so Donar in Beziehung; so schützten sie das Haus vor Blitzschlag.

Fasten am Gründonnerstag schützt vor Zahnweh (Athen). In Franken soll man an diesem Tag etwas Grünes essen, in der Oberpfalz, Westfalen und in Schwaben besonders Schnittlauch, dann bleibt man das ganze Jahr gesund und ist in Bayern das ganze Jahr vor Geldmangel bewahrt. In Ostpreußen und Brandenburg darf man den ganzen Tag kein Brot backen, sonst regnet es das ganze Jahr nicht. Feiert man an diesem Tage, so ist man das ganze Jahr vor Fieber frei. — Das Ungeziefer vertreibt man am besten am Gründonnerstag. Man bringt die Heider an die Luft, dann gehen die Motten hinaus (Franken), im Oldenburgischen und in Böhmen geschieht dies mit den Weiten.

Zum Schluß sei noch eines tollen Verfahrens erwähnt, wodurch der Wiberer in Böhmen sich unsichtbar zu machen glaubt. Er läßt einen Schlangenkopf in einem Ameisenhaufen abtun. Hierauf setzt er am Gründonnerstag zu Beginn des Gottesdienstes eine Erbsen in dessen rechte und am Karfreitag eine solche in dessen linke Augenhöhle, am Samstag eine dritte in dessen Mund. Beim zweiten Osterläuten vergräbt er den Kopf in der Erde, und wenn aus den drei Erbsen eine Stange herauswächst, macht er daraus einen Kranz, legt ihn unter den Hut auf den Kopf und eine Erbsen davon in den Mund, ist jetzt endlich unsichtbar und das Bild kommt ihm zugelaufen. Hierin ruht ein Verfahren der Sympathie, d. h. des Aberglaubens, eine Eigenschaft eines Körpers direkt oder indirekt auf einen anderen überzutragen zu können.

Auch an den Karfreitag knüpft sich eine Fülle abergläubiger Gebräuche. Das Wertvollste und Sonderbarste möge hier angeführt werden. Der Karfreitag ist im Aberglauben vor allem von besonderer Bedeutung für die Gesundheit. Dabei man nach dem Volksglauben Bayerns, des Erzgebirges und Böhmens an diesem Tag vor Sonnenaufgang in einen Fluß, so schützt dies vor Fieber, vertreibt Ausschläge und Krätze. Auch darf man in Schwaben weder Erbsen noch Linzen essen, da man sonst Geschwüre bekommt (!), auch bis zum Abend kein Wasser trinken, da man sonst das ganze Jahr Durch hat und von Schmalen gestochen wird, muß dagegen noch nährreichen Salzbrei essen, was vor Fieber bewahrt; dasselbe bewirkt ein Gänselei, was dazu noch Darmbruch

verhindert (!). Puht man am Karfreitag sich die Schuhe, so wird man weder von einer Schlange noch von einem anderen Tiere gebissen. — Besonders Sargnägel werden vielfach zu Zauber verwendet, um Witternacht, besonders vor Karfreitag, zu Ringen geschmiedet; diese werden Krampf- und Wüchlinge genannt und besonders von den Frauen am Finger oder auf der Brust getragen, als Talisman gleichsam gegen Krämpfe, Fallsucht und Wicht. Im Erzgebirge werden die Zahnschmerzen vertrieben, indem man Karfreitag früh auf einem Kirchhof Rosen aussticht, dreimal hineinhaucht und den Rosen wieder hinlegt. In Schlesien verjagt man seinen Kropf damit zu vertreiben, daß man ihn in der Karfreitagsnacht mit „Totenbeinern“ sachte bestricht (!), man muß sie aber da wieder hinlegen, wo man sie weggenommen hatte. Gegen Zahnschmerz kramt man sich in der Karfreitagsmitternacht die Haare, verbrennt die ausgefallenen über einem Kohlenfeuer und zieht den Rauch in den Mund. Böhmen, das schöne Land, war von jeher vom Aberglauben verdunkelt und so geschieht dort das Entwöhnen eines Säuglings am besten am Karfreitag nach empfangenem Abendmahl. In Schwaben schützt man kleine Kinder am besten vor bösen Leuten, wenn man ihnen am Karfreitag an Händen und Füßen die Nägel abschneidet, drei Büchel ihrer Haare verbrennt und diese in die — Mistgrube wirft.

Viel zu beachten ist am Karfreitag mit dem Viehstande. In Böhmen werden die Pferde gewaschen und in die Schlemme geführt. In Ostpreußen darf man am Karfreitag sich nicht kämmen, sonst tragen die Führer im Garten, und im Vogelland vergräbt man Hühnerfutter in einem leinenen Sack in die Erde, nimmt ihn am ersten Dierstage wieder heraus und füttert dann damit die Hühner; es ergreift sie dann kein Maulvogel. Auch gibt man dem Vieh die ausgegrabene Wurzel des Adlersarn (Pteris aquilina) zu fressen gegen jegliche Beherung, auch darf man keine Milch verkaufen, sonst stirbt die Kuh. In Böhmen wird am Karfreitag vor Sonnenaufgang die Wurzel der Zaunrübe ausgegraben, getrocknet, zu Pulver gestoßen und dem Vieh zu lecken gegeben. Eine Kuh nun, die daran geleckt hat, zieht die Milch aller anderen Kühe an sich, sofern sie nur an die Stelle kommen, wo jene gewesen ist; ja sie kann sogar die Milch von neun Hufen an sich ziehen; oder man vergräbt am Karfreitag vor Tagesanbruch ein Stück Schweinefleisch am Grenzrain und zwar so, daß die Speise nach dem eigenen Felde, die magere nach dem des Nachbarn zu liegt, und zieht dadurch allen Milchzügen des Nachbarn auf das eigene Vieh. Verlieren die Kühe plötzlich Milch, so sind sie beheret. Der Böhme schneidet daher am Karfreitag vor Tage einen recht dornigen Hagebuttenzweig an und schlägt damit die Kühe über Kopf und Brust; die Hege spürt die Schläge, kommt bald herbei und will etwas leihen; fährt man aber fort an schlagen, so löst sie den Zauber (!). Man schlägt das Vieh, das man zu Markte führt, mit einem Zweig, an welchem ein Zweigchen warm sich festgeheftet hatte. Diesen Zweig schneidet man am Karfreitag und es werden sich viele Käufer finden. Im Oldenburgischen muß das Vieh am Karfreitag fasten, sonst gerät es nicht, und in Ostpreußen spricht man an diesem Tage den Bienen: „Ihr Bienen und Königinnen, seht euch an eurer Herren Lecker und Bienen, wie es der Herr Christus geboten zum Sammeln von Wachs und Honig, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Das Ungeziefer vertreibt man am besten am Karfreitag. In der Neumark lehrte man den Staub aus allen vier Ecken der Stube zusammen, um von Flöhen verächtlich zu bleiben. Ja es ist sogar möglich, jemand Läuse anzuziehen, wenn man nur am Karfreitag vor Sonnenaufgang einen Knopf seines Rockes unbefrieden auf einen Weg legt. Derjenige, der ihn aufhebt, bekommt die Läuse (Süddeutschland). Wanzen vertreibt man in Bayern und Franken, wenn man am Karfreitag mittags 12 Uhr drei davon unbefrieden in fließendes Wasser legt, oder in Schwaben in der Karfreitagsmitternacht eine Schachtel voll (!) auf einen Kreuzweg stellt.

Am Karfreitag können sich die Schätze. Ehemals persönliches Eigentum, wollen sie auch wieder solches werden und heben sich daher nach allgemeinem Glauben alle sieben, seitener alle hundert Jahre aus der Tiefe an die Sonne und zwar meist am Karfreitag.
Zum Schluß sei noch einiger Wetterregeln gedacht.
„Regen am Karfreitag macht die Erde im Jahre nicht satt“ (Schwaben, Pfalz). — „Wenn es dem Herrn Christus ins Grab hineinregnet, so bleibt das Jahr über aller Regen ohne Wirkung.“ Oder auch gegenteilig: „Scheidet am Palmsonntag die Sonne und regnet es am Karfreitag, so gibt's ein gutes Jahr“ (Thüringen). „Wenn es Christus im Grab friert, so friert's noch 40 Nächte,“ heißt es am Rhein, in Westfalen und Oldenburg. C. Sch.

Allerlei.

Alle Brotrezepte für Feuertage. Auch frühere Jahrhunderte waren in Zeiten der Feuertage auf Streckung des Brotgetreides angewiesen, wie sie uns während des Krieges mit Hilfe der Kartoffeln, des Kartoffelmehls und Bala-Mehls gelang. Da diese Zutaten jedoch unseren Verfahren nicht zur Verfügung standen, mußten Aepfel und Rüben ihnen die entsprechenden Dienste leisten. Zwei derartige Badvorschriften sind uns durch ein um das Jahr 1570 entstandenes Landw. Lehrbuch „Haushaltung in Vorwerken“ überliefert, das vor einigen Jahren bei Teubner in Leipzig neu herausgegeben wurde. In dem ersten Bericht, wie man in Feuertagezeiten zumbrot gutt brod von opseln baden soll, wird geraten, einen Eßeffel Mehl einzusetzen und dann ebensoviele zerhackte Aepfel, deren Kerne entfernt worden sind, in Wasser zu siedeln, ohne daß sie allzudeckel oder mußig werden. Die im Mörtel zerstoßenen oder durch ein Sieb gerührten Aepfel solle man alsdann wohl salzen, unter den Teig kneten und diese gut durchgearbeitete

Masse geben und backen lassen, nur müsse man den Teig etwas mehr säuern, als sonst gebräuchlich. Daran wird dann ein „zumbrot“ eckbar, taucherhaft und erfrischend. Nach dem zweiten Verfahren nimmt man zu einem halben Eßeffel Mehl ebensoviele geschälte und würfelig geschnittene Rüben, die in heißem Wasser halb gar gekocht werden müssen, doch so, daß sie weich bleiben. Man läßt sie ablaufen, trocknet und bis auf die Temperatur des Wassers abkühlen, das man zum Anäuern des Teiges gebraucht. Sind die Rüben verarbeitet, so daß darin keine Stücke zu finden sind, so mengt man das Mehl darunter, wie man uff den abend sonst einen Teig einzumachen pflegt, und verfährt danach ganz so, wie beim süßlichen Brotbacken. So ist es bereitet und ein süßlich brod, verfährt der Verfasser, und wird aus einem Eßeffel Mehl und Rüben fast so viel Brots, als einem ganzen Eßeffel Mehls. Vielleicht käme es nur auf einen Versuch an, um diese offenbar erprobten Recepte unserer Vorfahren zu neuen Ehren zu bringen und so unserer wirtschaftlichen Verteidigungskampfe durch ein paar neue Waffen zu stärken. W. W.

Italienische Sommerzeitphantasien. Die Italiener, die, wie gemeldet wurde, nun auch die „Sommerzeit“ erhalten, haben sich von Anfang an sehr wenig erbauet über diese Neuerung gezeigt. Die Einführung der „Sommerzeit“ in Frankreich gab ihnen genügenden Anlaß, ihren Unmut zu äußern, denn sie vermuteten mit Recht, daß „mitgefangen auch mitgehängt“ sei, d. h. daß sie ihren Bundesbrüdern auch darin nicht nachstehen dürften und auch ihrerseits im Mai die Uhren um eine Stunde vorziehen müßten. Um ihnen nun über diese Neuerung hinwegzuhelfen, bemühen sich die italienischen Blätter, ihren Lesern in glühendsten Farben alle Vorteile auszumalen, die die neue Zeit mit sich bringen wird. Die Feststellung, daß das Vorziehen der Uhren um eine Stunde nichts kostet, ist immerhin schon sehr tröstlich. Dann kommen die großen Ersparnisse durch die Verminderung des Lichtverbrauchs, die die Italiener auf 80 000 000 Mark schätzen! Durch die Lätigkeit nur bei Tageslicht wird sich, wie behauptet wird, die Gesundheit der Arbeiter deart heben, daß sie intensiver und mit mehr Genamigkeit werden arbeiten können, was besonders für die Munitionsfabrikation sehr wünschenswert zu sein scheint. So hofft Italien, mit seinen französischen Bundesfreunden durch die gewonnenen Morgenstunden den Sieg zu erringen, nur mit dem einen Fehler in der Rechnung, daß auch die Deutschen und die Oesterreicher vom 1. Mai ab eine Stunde früher aufstehen werden! . . .

Schützengräben gegen Verzählung. Die Engländer bleiben sich stets gleich, wohin sie auch immer kommen. Selbst an der Front können sie ihren Kameraden, für den auch Begeisterung und Vaterlandsgelübde nur Dinge sind, die sich in klingende Münze umsetzen lassen, nicht verleugnen. Dafür erbringt nachstehendes Geschichtchen, das die französischen Blätter von ihren lieben Freunden zu erzählen wissen, ergötzlichen Beweis. War da vor einiger Zeit vom englischen Oberkommando angeordnet worden, daß die Franzosen ein Frontstück zugunsten der Engländer räumen sollten. Die Verhandlungen mit dem französischen Kommando über die Einzelheiten dieser Verlängerung der englischen Front wurde seitens der Engländer von einer Deputation geführt, an deren Spitze ein General stand. Als die Verhandlungen glücklich soweit gediehen waren, daß man über die Punkte, die von den Franzosen zu räumen waren, einig war, stellte der britische Offizier plötzlich die merkwürdige Frage: „Und dann noch eins: wieviel macht das?“ — „Wie meinen Sie?“ war die einstimmige Gegenfrage der verblüfften französischen Offiziere, „was wünschen Sie zu wissen? Etwas, wieviel Mann Sie nötig haben, um die Verteidigung der Gräben, die wir Ihnen überlassen, durchzuführen?“ — „Nein, nein“, war die Antwort, „wir wollen einfach wissen, wieviel Sie haben wollen. Wieviel die Gräben kosten!“ Kurz und gut, die Engländer wünschten ihren Verbündeten die Anfoszen zu bezahlen, die die Ausgrabung und Ausriäumung der Gräben verursacht hatte, der Gräben, die die Franzosen mit dem Einsatz ihres eigenen Lebens solange verteidigt hatten.

Kriegshumor.

Aus der „Münchener Jugend“:
Exzellenz besichtigt in einem nordfranzösischen Städtchen die dort in Reserve liegenden Truppen.
Beim Parademarsch kommt am Schluß eine Landsturmkompanie nicht gerade glänzend vorbei.
„Was sind denn das für Leute?“ fragt Exzellenz.
„Das ist die Landsturmkompanie,“ sagt der Adjutant.
„Na, denn ist ja, ich dachte: Wallfahrer ziehen durch das Tal!“

Spät nachts rücken wir — wie so oft zu Fuß — in ein schon von anderen Truppen belegtes Dorf ein.
Während ich mir selbst einen Unterschlupf suche, höre ich im Dunkeln folgendes Zwiegespräch meiner Leute:
„Hast Du a Quartier, Sepp?“
„Na, aber (hochdeutsch) ich habe ein Zeitblatt.“
„Na, da bist es ja, ich dachte: Wallfahrer ziehen durch das Tal!“

Oesterreichischer Mittelschul-Professor (Lateiner) an seine Schüler, die nach Ablegung der Reifeprüfung bereits im feldgrauen Ehrenkleid von ihm Abschied nahmen:
„Gott geleite Sie, meine jungen Freunde, und verleibe Ihnen die Kraft und den Mut, die nötig sind, um unsere Feinde niederzurufen. Sollten Sie aber einst als Sieger in Como einrücken, dann veräumen Sie es ja nicht, sich das Geburtshaus des Plinius anzusehen.“

